



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sie ist ganz ohne Werth; es sind rohe Bilderbogen mit bunten Farben darunter. Reschid Pascha hat diesen Kram seiner Zeit in Paris gekauft.

Nicht weit vom Palais von Tscheraghan, indeß dem goldenen Horn näher und gleichfalls auf der europäischen Seite des Bosphorus, erhebt sich seit einigen Jahren ein neues Schloß aus Stein: der Palast von Dolma-Bagdtsche. Das ist ein Bau der nach seiner Vollendung, der schönste im ganzen Umkreise der hiesigen Hauptstadt, die Moscheen ausgenommen, sein wird. Aus großen Quadrern fügt sich das Ganze zusammen. Die Steinmearbeiten sind ganz besonders schön und in orientalischem Geschmack gehalten.

## W o c h e n b e r i c h t.

**Theater.** — Das neue Theatergebäude in Karlsruhe ist am 17. Mai mit einem Lustspiel von dem Director, Eduard Devrient, dessen große Verdienste sich immer mehr Anerkennung erwerben, und der „Jungfrau von Orleans“ eröffnet worden. —

Die Versammlung der deutschen Bühnenvorstände wird am 10. Juli dieses Jahres zu Leipzig stattfinden. —

In Berlin ist am 28. d. M. ein neues Ballet von Taglioni, „Alphea“ aufgeführt, Fräulein Marie Taglioni in der Hauptrolle. —

Der Münchener Intendant, Herr Dr. Dingelstedt, hat eine längere Urlaubsreise angetreten; kurz vorher hat er Shakespeare's Heinrich IV. vollständig an zwei Abenden aufführen lassen. —

**Musik.** — Das 31. rheinische Musikfest hat am 15—18 Mai in Düsseldorf, unter einer Mitwirkung von 650 Personen, wovon 490 der Vocalpartie, 160 der Instrumentalpartie angehörten, stattgefunden. Die Leitung hatten abwechselnd Robert Schumann, Ferdinand Hiller und Julius Tausch übernommen. Eröffnet wurde das Fest mit einer Symphonie von Robert Schumann. (Dmoll: Einleitung, Allegro, Romanze, Scherzo und Finale, alles in einem Satz, ohne Unterbrechung, durchgespielt), die zwar bereits vor 8—10 Jahren componirt, aber bisher weder aufgeführt, noch gedruckt worden ist. — Was die Düsseldorfer Musikzustände betrifft, so giebt ein Correspondent der Rheinischen Musikzeitung ein sehr abschreckendes Bild (wahrscheinlich vor Allem gegen Schumann gerichtet), das uns denn doch etwas stark ins Schwarze gemalt zu sein scheint. —

**Bildende Kunst.** — Der Maler Johann Schraudolph ist im Begriff, an die Ausmalung des Speierer Doms, die er im Auftrag König Ludwig's unternommen, die letzte Hand zu legen. Er gehört der streng katholischen Richtung an, und hält sich im Styl vorzüglich an Heinrich Heß. „Mit dem Unterschied“, setzt G. Förster am Schluß einer längeren Kritik hinzu, „daß er ein feineres, aber weitergreifendes Naturstudium zeigt, in den Gewändern aber manchmal eine zu große Abhängigkeit von solchen Studien und ihren Zufälligkeiten. Die Umrisse sind mit großer Zartheit gezogen, so

daß das feinste Gefühl für die Schwingung der Linie, die Bezeichnung der Form darin sich aussprechen kann; Licht und Schatten sind in großen Massen gesondert gehalten, aber der Schattenton erreicht nirgend eine solche Tiefe, daß der Effect der Rundung damit beabsichtigt sein könnte; noch weniger ist irgend ein Farbenunterschied dadurch angedeutet, so daß das Auge durchaus nicht auf Nebenbeziehungen der Ausführung gelenkt wird.“ —

Vor Kurzem starb in Wien der erste Custos der Gemäldegalerie des Belvedere, Ludwig Schnorr v. Karolsfeld (geb. 1789 zu Leipzig), der Bruder des Directors der Dresdner Gemäldegalerie. Seinen Ruf begründete die „Beschwörungsscene aus Faust“. Die Ausstellung von 1820 brachte von ihm zwei romantische Bilder: „Geneviva und Holo“ und „des ritterlichen Jägers Liebeslauschen.“ Zu den spätern Gemälden gehören eine „Madonna in einer Landschaft“ (1828), die „Vereinigung der Tyroler Landleute durch Hofer“ (1830), „die Speisung der Viertausend durch Christus“ (1832). —

Der Kunstverein zu Halberstadt (gegründet 1828), feierte vor einigen Tagen sein 25jähriges Jubiläum. Er gehört zu den ältesten in Deutschland. —

**Literatur.** The Westminster Review, New Series, No. 6. April 1853. — Wir erwähnen dieses Heft als ein Beispiel für die englische Kritik überhaupt, weil es eine reiche Fülle interessanter Artikel über die verschiedensten Gebiete der Literatur beringt, und weil sich diese Revue vor allen übrigen auch eifrig mit der deutschen Literatur beschäftigt. — Es fällt uns zunächst ein größerer Aufsatz auf: „die Bilderstürmerei in der deutschen Philosophie.“ Der Gegenstand, der demselben zu Grunde gelegt ist, sind die Schriften von Arthur Schopenhauer, einem Philosophen, den man in Deutschland fast gar nicht beachtet hat, bis in den letzten Jahren die sogenannte positive Schule sich seiner als des gemeinschaftlichen Gegners gegen die Hegelianer wieder annahm. Schopenhauer hat seine philosophische Thätigkeit schon seit 40 Jahren fortgesetzt. Im Jahre 1813 erschien seine erste Schrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Sages vom zureichenden Grunde.“ 1819 gab er sein Hauptwerk heraus: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Später erschien: „Vom Willen in der Natur“ 1833; „die beiden Grundprobleme der Ethik“ 1841, und zuletzt „Parerga und Paralipomena“ 1851. Der metaphysische Inhalt seiner Schriften geht uns hier nichts an, wir haben es nur mit dem Ton derselben zu thun, weil dieser die eigentliche Veranlassung zu dem Aufsatz der englischen Zeitschrift gewesen ist. Verstimmt über die gänzliche Nichtachtung, mit der man ihm von Seiten der geschulten Philosophie begegnete, erklärt nämlich Schopenhauer die sämmtlichen neueren Philosophen seit Kant für ausgemachte Charlatane, Lügner und Betrüger, denen es nur darauf ankomme, sich eine geficherte äußerliche Stellung und einen reichlichen Geldgewinn zu verschaffen, und die dieser Stellung zu Liebe sich leicht dazu verstehen, den ausgemachtesten Unsinn zu lehren und zu schreiben, weil ihnen die wissenschaftliche Wahrheit etwas vollkommen Gleichgültiges sei. Nun fällt es zwar dem englischen Kritiker nicht ein, in diese gehässigen Vorwürfe mit einzustimmen, aber er findet doch, daß in der neueren deutschen Philosophie etwas liegt, was solche Vorwürfe wenigstens begreiflich macht. Es kann uns nur von Interesse sein, von einem verständigen Ausländer, der nicht wie die französischen Kritiker, aus blinder Angst vor der Revolution und aus reflectirt-religiösem Fanatismus unsere

hervorragenden Denker angreift, sondern im Interesse der Wahrheit sie ernstlich studirt, ein offenes Urtheil zu hören. „Möge irgend ein unbefangener Engländer, der den gewöhnlichen Cursus der Logik durchgemacht und die Mathematik so weit studirt hat, um die Methode der Beweisführung zu begreifen, der die Philosophen seines eigenen Landes und etwa die Hauptwerke Immanuel Kant's gelesen hat; möge dieser Engländer irgend eins von Hegel's sogenannten wissenschaftlichen Werken aufschlagen und sich ehrlich fragen, ob das ein Styl ist, in dem ein für allgemeine Belehrung bestimmtes Werk geschrieben werden darf. Die allgemeine Tendenz des Systems, seine edle Auffassung der Natur und der Geschichte, sein Glaube an die Freiheit und an das Gute, die unendliche Ausdehnung seines Horizonts wird ihm gefallen; die großen Gaben des Verfassers werden seine Bewunderung hervorrufen; aber abgesehen von diesen Betrachtungen möge er sich fragen, ob dieses System überhaupt ein System, ob die Beweisführung überhaupt eine Beweisführung ist, und ob die Mittelglieder, welche einen Lehrsatz mit dem andern verbinden sollen, in der That etwas Derartiges leisten. Wenn er bescheiden ist, so wird er sich eine Zeitlang einbilden, daß die Tiefe des Verfassers sich der Kraft seines Verständnisses entzieht; aber wenn er überlegt, daß er sehr wol im Stande gewesen ist, den Argumentationen jeder existirenden Wissenschaft zu folgen, mit einziger Ausnahme der Schelling'schen und Hegel'schen Metaphysik, und daß der Proceß, der in der höchsten Mathematik angewendet wird, sich nicht wesentlich von demjenigen unterscheidet, den man im gewöhnlichen Gespräch anwendet, so wird seine Bescheidenheit zuletzt ein wenig müde werden, und der Schüler wird argwöhnen, daß er auf seinen Lehrer bis jetzt mit einer etwas übermäßigen Verehrung hingesehen hat. Wenn er dann irgend eins von den Compendien aufschlägt, in welchen irgend ein Schüler Hegels die Weisheit des Meisters dem Uneingeweihten zugänglicher zu machen sucht, so wird er finden, daß die Sache noch schlimmer geworden ist. Denn Hegel giebt neben den Lehrsätzen seines Systems noch eine Reihe erläuternder Zusätze, die einen viel größeren Werth haben, als die Lehrsätze selbst; die Hegelianer dagegen geben nur die Lehrsätze ihres Meisters in einer kürzeren, also trockeneren Form, und die Unfruchtbarkeit der Methode zeigt sich gerade darin, daß diese Lehrsätze sich unmöglich in einer anderen Sprache ausdrücken lassen, daß man sie lediglich aus dem Original abzuschreiben hat. Es giebt in der ganzen Literatur nichts Nugloseres und Unfruchtbareres, als die Werke zweiten Ranges, die von irgend einer der zahlreichen Schulen ausgehen. — Wenn man nun unserem ehrlichen Engländer erklärt, nur sein Mangel an speculativem Geist sei Schuld daran, daß er diese Schriften nicht versteht, so wird seine Bescheidenheit völlig erschöpft sein. Die Fähigkeiten, die ihm bis dahin den Weg durch die schwierigsten Wissenschaften gebahnt haben, sollen nun auf einmal nicht ausreichen, und er sieht sich eine Methode der Raisonnements vorgelegt, von der er absolut bei gar keinem weiteren Gegenstande irgendwie eine Anwendung machen, ja, die er nicht einmal beschreiben kann, ohne sie wie ein Papagei nachzusprechen u. s. w.“ —

Da wir selber über den Styl der neueren deutschen Philosophie schon mehrfach unsere Ansicht ausgesprochen haben, fügen wir hier nichts weiter hinzu, und bemerken nur noch, daß der englische Kritiker sehr wol zwischen Form und Inhalt zu unterscheiden versteht, daß er den edlen moralischen Sinn und den geistreichen politischen und ästhetischen Blick Hegel's sehr lebhaft anerkennt. — Auch in der kurzen Uebersicht der neueren Literatur Deutschlands finden sich einige ganz treffende Bemerkungen. — Mit

einer sehr erfreulichen Schärfe werden die Annahmen der bonapartistischen Schriftsteller in Frankreich zurückgewiesen. — Am Interessantesten sind die Bemerkungen über die englische Literatur. Aufsätze über Politik und Kirche nehmen, wie in allen englischen Revuen, den größten Umfang ein. — Hier finden wir namentlich eine sehr unterrichtende Abhandlung über die Nothstände der Colonie Jamaica, über das Unterrichtssystem in den Vereinigten Staaten, und über die frühere Geschichte des Christenthums, mit Zugrundelegung des Hippolyt von Bunsen; doch fehlt es auch nicht an geistvollen Auffassungen der schönwissenschaftlichen Literatur. Die Revue empfiehlt u. a. einen jungen, soeben zum ersten Mal aufgetretenen Dichter, Alexander Smith (er ist erst 21 Jahr alt) wegen der Fülle und plastischen Gewalt seiner Bilder, wenn er auch die eigentlich künstlerische Form noch nicht gefunden hat. Die umfangreichen Auszüge, die aus seinem größten Gedicht mit dem anmaßlichen Titel Life-Drama gegeben werden, überzeugen uns nicht ganz von der Richtigkeit dieser Kritik; sie erinnern uns zu sehr an die unendlichen Perspectives und die rastlose Bilderjagd unserer eigenen Poesie, die nicht eigentlich schildert und darstellt, sondern vergleicht, analysirt und erinnert. Die beiden folgenden Bilder z. B., die übrigens wirklich sehr poetisch sind, erinnern lebhaft an Anastasius Grün. Zuerst die Schilderung eines Maimorgens:

— The bridegroom sea

Is toying with the shore, his wedded bride,  
And, in the fulness of his marriage joy,  
He decorates her tawny brow with shells,  
Retires a space, to see how fair she looks,  
Then proud, runs up to kiss her.

(Ocean, der Bräutigam, tändelt mit der Küste, seiner Braut, und schmückt in dem Uebermuth seiner Hochzeitsfreude ihre braune Stirn mit Muscheln, zieht sich ein Ende zurück, um zu sehn, wie schön sie ausseht, und eilt dann voller Stolz in ihre Arme, sie zu küssen.) — Ferner eine Mondnacht:

— When the heart-sick Earth

Turns her broad back upon the gaudy sun,  
And stoops her weary forehead to the night,  
To struggle with her sorrow all alone,  
The moon, that patient sufferer, pale with pain,  
Presses her cold lips on her sister's brow,  
Till she is calm.

(Wenn die Erde, herzkrank, ihren breiten Rücken der üppigen Sonne zukehrt und ihre müde Stirn tief in die Nacht versenkt, um allein mit ihrem Leid zu kämpfen, dann drückt Luna, die geduldige, leidensbleiche, ihre kalten Lippen auf der Schwester Stirn, bis sie ruhig ist.) —

Vortrefflich ist der anziehende Roman Curren Bell's, Billette, gewürdigt, den wir auch rühmend besprochen haben. Die werthvollste Abhandlung aber ist die über Thackeray. Wir müssen zwar gestehen, daß der Ton unsers Urtheils im Ganzen etwas anders ausfallen würde, denn die endlose Melancholie und Bitterkeit des englischen Realisten ist uns zu fremd; aber der Inhalt des Urtheils würde nicht wesentlich abweichen. Der englische Kritiker, trotz seiner Begeisterung für den Dichter, verkennet die schwachen Seiten desselben keineswegs, er hebt sie vielmehr sehr scharfsinnig hervor; nur macht er darauf aufmerksam, daß in den frühern Schriften (The Yellowplush-Papers; The Luck of Barry Lyndon; The Irish Sketch-Book u. s. w.) sich dieser glaubenlose Pessi-

mismus viel unangenehmer hervorbrängt, als in den reiferen Werken der spätern Periode; daß er nicht aus einem Mangel an Liebe zum Guten und Edlen hervorgeht, daß diese vielmehr sehr lebhaft die Seele des Dichters ergriffen hat, und daß man den herben Realismus seiner Schriften zugleich als ein Gegengift gegen die Corruption der neueren Belletristik betrachten muß, in der alle Begriffe und Ideen sich vereinen, wo das Laster und das Verbrechen ein ideales Ansehen gewinnen und die einfache Güte sich in groteske Formen kleiden muß, um in die poetische Welt eingeführt zu werden. Sehr erfreulich war uns das schöne Verhältniß zwischen Thackeray und Dickens, zwei so entgegengesetzten Schriftstellern, die doch beide fähig sind, einander zu verstehen. —

**Volkszeitung.** Organ für Jedermann aus dem Volke. Berlin, Franz Duncker (verantw. Red.: Hermann Dierke). — Wir haben den „Urwähler“, aus welchem die neue Zeitung hervorgegangen sein soll, nie zu Gesicht bekommen, müssen uns also jedes Urtheils darüber enthalten, ob die Verfolgungen von Seiten der Regierung irgendwie begründet waren. Von der gegenwärtigen Zeitung aber ist uns eine ziemlich starke Zahl von Nummern zugesendet worden, wir haben dieselben sehr sorgfältig durchgesehen und können mit Vergnügen anerkennen, daß das Unternehmen nicht nur mit seltenem journalistischem Geschick und Takt angelegt und durchgeführt ist, sondern daß es auch einen entschieden heilsamen Einfluß auf das Volk, auf welches es berechnet ist, ausüben muß, wovon wir bei der überwiegenden Mehrzahl der demokratischen Blätter das Gegentheil behaupten müßten. Es ist für gebildete Männer — und solche haben wir hier unzweifelhaft vor uns, obgleich wir sie nicht kennen — eine nicht leichte Aufgabe, für das Volk nicht bloß verständlich (das ist leichter), sondern auch eindringlich zu schreiben, und doch dabei der eigenen Einsicht und dem eigenen Gewissen nichts zu vergeben; eine Aufgabe, die immer nur annäherungsweise durchgeführt werden kann. Gewöhnlich versteht man es in solchen Fällen darin, daß man glaubt, sich herablassen zu müssen, daß man sich entweder zu einem angeblich naiven, eigentlich aber bloß burlesken Ton zwingt, oder daß man, um recht verständlich zu sein, Trivialitäten vorbringt. Man täuscht sich darin ganz in seiner Auffassung des Volks, denn sobald es eine solche Absicht herausmerkt, und das geschieht sehr bald instinctartig, wird es mißtrauisch. Alle diese Fehler sind von der „Volkszeitung“ vermieden, sie redet in der Sprache gebildeter Männer, aber sie redet einfach und natürlich, man hört einerseits die warme Ueberzeugung, andrerseits das Bestreben heraus, sich von der Ungeduld nicht hemeistern zu lassen. Und so können wir nur hoffen, daß das Blatt diesen Ton beibehalten möge, um ihm den besten Fortgang zu wünschen; ob es sich dann ein demokratisches nennt, ist uns völlig gleichgültig. Demokratisch ist ein griechisches Wort und ein griechischer Begriff; es kommt bloß darauf an, wie man es in's Deutsche übersetzt. —

**History of Europe, from the Fall of Napoleon in 1815 to the Accession of Louis Napoleon in 1852.** By Sir Archibald Alison, Bart. Vol. 1. — Wenn wir einen Englischen Historiker aufschlagen, so springt uns sogleich ein sehr bemerkenswerther Unterschied gegen die gewöhnliche Französische Geschichtschreibung in die Augen. Hier haben wir es vorzugsweise mit der glänzenden Darstellung äußerlich hervortretender Ereignisse und Persönlichkeiten zu thun, wir entfernen uns nicht eigentlich aus der bekannten Welt des Epos und der Novelle; dort werden wir ohne Unterschied genöthigt, uns in die praktische Seite der Dinge zu vertiefen, Tabellen über die Finanzen, den Zuwachs der Bevölkerung, Einfuhr und Ausfuhr, Gewerbe, Industrie u. s. w., ver-

langen unser ernstliches Studium. — Dieser Methode kann sich kein Engländer entziehen, und darum treten bei ihm die innern Gebrechen seiner politischen Grundanschauung schneller und deutlicher an's Licht. — Herr Alison hat sich durch seine „Neuere Geschichte bis 1815“ großen Ruhm erworben, theils durch die glänzenden Farben, die er jener großen Zeit zu geben wußte, theils durch die wohlwollende Wahrheitsliebe in Bezug auf Ereignisse wie auf Persönlichkeiten, die durch kein Partei-Interesse getrübt werden konnte, theils aber auch unter der mächtigen Tory-Partei durch die leidenschaftliche Energie seiner streng conservativen Grundsätze. — Seit der Zeit hat sich aber in den öffentlichen Ansichten Viel geändert; die Häupter der Tories selbst sind, so weit sie mit der praktischen Politik zu thun hatten, von einem ihrer Irthümer nach dem andern überzeugt worden, wenigstens denkt keiner mehr an die Ausführbarkeit seiner Ideen, und das handgreifliche Gedeihen ihres Vaterlandes läßt ihnen auch nicht die Ausflucht offen, daß mit dieser Unausführbarkeit zugleich der Ruin Englands gegeben sei. Herr Alison dagegen ist ganz auf seinem alten Standpunkt stehen geblieben, er ist ein eingefleischter Doctrinair, und declamirt heute noch mit demselben Eifer gegen die Emancipation der Katholiken, gegen die Reformbill und die Aufhebung der Kornzölle, wie in den Zeiten der Aufregung. So etwas ist nach den neu gewonnenen Erfahrungen nur möglich, wenn man bewußt oder unbewußt den Thatfachen Gewalt anthut, oder leichtsinnig mit ihnen umspringt. Und so etwas ist auch dem Verfasser nur zu oft begegnet, und da die Friedensjahre, die er in dem neuen Werk behandelt, mit ihrem ruhigen, organischen Fortschritt nicht mehr die glänzenden Farben zulassen, wie die Zeit des ältern Werks, so ist es erklärlich, daß Alison seinen Ruhm nicht wesentlich gefördert hat. —

Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Jacob Benedey. In vier Bänden. Berlin, Franz Duncker. — Bis jetzt liegen uns die ersten vier Lieferungen vor. Es ist schwer, über ein Unternehmen, welches erst im Beginn begriffen ist, irgendwie ein ausreichendes Urtheil zu fällen, umsomehr, da man in solchen Fällen unwillkürlich die Vorstellung, die man sie vom Verfasser gemacht hat, mit in das Werk überträgt. Wir müssen offen gestehen, daß uns Herr Benedey's Wesen immer zu leicht erreglich, zu sanguinisch, zu zugänglich für jede wechselnde Stimmung vorgekommen ist, als daß wir ihm ein wahrhaft historisches Talent hätten zutrauen können. Wir wollen hier nicht absprechen, aber die vorliegenden Hefte geben uns doch sehr starke Belege für unser Mißtrauen. Als Herr Benedey die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum erzählen will, giebt er vorher seine Ansicht vom Wesen des Christenthums selbst; er erzählt uns die Bergpredigt und andere homogene Stellen aus den Evangelien, in denen sich ihm der Begriff der neuen Lehre zu erschöpfen scheint, und jammert dann über die Entartung, die sich gleich darauf der Kirche bemächtigt habe. Abgesehen davon, daß dergleichen weit ausgespinnene Reflectionen mit einer Geschichte des deutschen Volkes nichts zu thun haben, sind sie in zu oberflächlich lichtfreundlichem Sinn gehalten, als daß sie nicht unsern historischen Sinn auf das Größte beleidigen sollten. Es ist durchaus nicht nöthig, in jedem beliebigen Werk seine Ansichten über das Christenthum an den Mann zu bringen; wenn man es aber unternimmt, so muß man seine Behauptungen auf ernstere Studien stützen, als es Herr Benedey gethan hat. —

Veransgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig**, in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.